

**Wegen Coronakrise nicht gefeierter Gottesdienst am Sonntag, 29.03.2020 (=So. Judika),
daraus die ungehaltene Predigt...** (von Pfr. Christian Leist-Bemmann. Es gilt das gesprochene Wort...)

Liebe Schwestern und Brüder,

was nennen Sie Ihre „Heimat“?

Ihren Geburtsort? Den Ort, an dem Sie aufgewachsen sind? Ihren gegenwärtigen Wohnort?
Was macht für Sie „Heimat“ aus?

Die Menschen, die Sie geprägt haben? Bestimmte Erinnerungen? Gerüche? Die Menschen,
unter denen Sie sich wohlfühlen? Eine bestimmte Wohnung, ein bestimmtes Haus?
Möbelstücke, die Sie seit Urzeiten begleiten und die schon bei Ihren Eltern und Großeltern
standen?

So vielfältig wir Menschen, so vielfältig unsere Antworten auf die Frage nach Heimat!

So richtig populär geworden ist das Thema bei uns wieder seit dem grandiosen
Fernsehreihe „Heimat“ von Edgar Reitz, der in drei Staffeln seit Anfang der 80er Jahre in
der ARD zu sehen war:

Die erste Staffel spielte in einem Hunsrück-Dorf mit Namen Schabbach. Schabbach ist die
„Heimat“: Da sind die Familien seit Generationen ansässig, man kennt sich; da sprechen die
Menschen Dialekt, von hier aus brechen sie auf, hierher kehren sie (fast) immer zurück, da
haben die Familien ihre Gräber, hier ruhen ihre Toten.

Heimat ist das, was immer war, so und nicht anders, Inbegriff des Beständigen, Stablen,
Dauernden der irdischen Verhältnisse. Zumindest scheint es so.

Liebe Schwestern und Brüder,

schon seit meiner Kindheit aber weiß ich natürlich: Das stimmt ja so gar nicht.

Denn in unserer evangelischen Lukaskirchengemeinde in Bonn, und nicht nur in der, waren wir
umgeben von Menschen aus dem Baltikum, aus Ostpreußen, aus Schlesien, die eines einte –
sie hatten ihre Heimat verloren.

Sie waren geflüchtet oder waren vertrieben worden.

Sie sprachen anders als die „waschechten Bonner“.

Gerade der ostpreußische Tonfall ist mir früh ans Herz gewachsen.

Wenn diese Menschen von ihrer Heimat erzählten, dann oft mit Tränen in den Augen:

Die Balten erzählten von ihren schönen Städten und dem Meer,

die Ostpreußen erzählten von dem Meer und den Wäldern, die Schlesier erzählten von Tälern
weit und Höhen.

Heimat war immer das, was verloren war und verloren blieb, ein Erinnerungsraum der
Vergangenheit und ohne eine Zukunft.

Manchmal hatte der Verlust der Heimat und die Umstände des Verlierens etwas die
Menschen zutiefst Traumatisierendes.

Immer war der Verlust von Heimat auch der Verlust des Glaubens an das Beständige, das
Stabile, das Dauernde aller irdischen Verhältnisse.

Liebe Schwestern und Brüder,

die frühen Christen waren auf der Erde mit nur leichtem Gepäck unterwegs,
sie waren, anders als wir, noch nicht sesshaft geworden.

Ihr Bürgerrecht sahen sie, so der Apostel Paulus, eher „im Himmel“.

Christen sahen sich inmitten der irdischen Verhältnisse als Fremde, sie sahen sich selbst als „Menschen mit Migrationshintergrund“, als wanderndes Gottesvolk, unterwegs hin zu ihrer eigentlichen Heimat.

Dieses Lebensgefühl hat in der frühen christlichen Literatur eine breite Spur hinterlassen, eine der klassischen Stellen ist der für diesen Sonntag vorgegebene Predigttext aus dem Hebräerbrief.

Predigttext Hebräer 13,12-14:

Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Der V14 ist vielleicht die klassische Zusammenfassung des gerade beschriebenen Lebensgefühls. Und wie ein Nachklang mutet es an, wenn der rheinische Dichter und Literaturnobelpreisträger Heinrich Böll davon sprechen kann, dass „wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen.“

Am schönsten finde ich darin immer das „nicht ganz“:

So sehr wir uns auch in irdischen Verhältnissen beheimaten – so ganz ungebrochen kann uns das nie zur Heimat werden weil wir immer mit dem Glauben, dem Wissen, der Hoffnung unterwegs sind: Das Eigentliche steht noch aus, da kommt noch was. Da kommt das, was genau diesem „nicht ganz“ ein Ende machen soll.

Wie kommt der Verfasser des Hebräerbriefes zu dieser Vorstellung:

Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir?

Sicherlich war ihm das aus den Denktraditionen der Antike schon vertraut.

Denn da begegnen in Philosophie und Religion immer wieder Gegensatzpaare wie Eigentlich/Uneigentlich, Vollkommen/Unvollkommen bzw. Vorläufig/Zukünftig-Endgültig.

Im Hebräerbrief aber bekommt dieses Denken eine christologische Pointe:

Die Geschichte Jesu Christi ist es, die den Rahmen für diese Vorstellung bereitstellt.

Denn der Verfasser sieht in Christus gleichsam einen „Erlöser mit Migrationshintergrund.“

Einen Erlöser, der sich auf den Weg macht um unseretwillen;

der dabei nicht nur einfach ‚himmlischen‘ Bereich um unseretwillen verlässt:

Sein Abstieg wird viel dramatischer weil viel tiefer: Er kommt ja nicht nur zu uns auf die Erde. Sondern er wird hineingeboren in das Gottesvolk Israel und damit in den geordneten Bereich der Religion Israels, der seine Ordnung hat durch die Thora, die göttliche Lebensordnung Israels, Symbol des Beständigen, Stablen, Dauernden inmitten des Wandels aller irdischen Lebensverhältnisse.

Aber aus dieser heilversprechenden Lebensordnung wird er durch den Kreuzestod förmlich herauskatapultiert. Er wird ein „Ausgestoßener“. Er stirbt nämlich den Fluchtod „draußen vor dem Tor“, den Fluchtod am Kreuz auf Golgatha - und das ist im eigentlichen Wortsinn „die Hölle“, die fernste Gottesferne. Und weil und indem er dort stirbt ist die Gottesferne Gott nicht mehr fern und die Hölle ist nicht mehr die Hölle. Von diesem Tiefpunkt aus kämpft er sich zurück ans Licht – das Ostergeschehen. Und von da führt ihn und die Seinen der Weg in die „zukünftige Stadt“. Er ist aus diesem Zug der „Anführer des Heils“; so nennt ihn der Verfasser des Hebräerbriefes.

Liebe Schwestern und Brüder, der Verfasser des Hebräerbriefes gewinnt daraus einen entscheidenden Impuls für sein Verständnis von Christenleben, Kirche und Gemeinde.

Es ist ein die Christen in Bewegung versetzender Impuls:

Kirche ist für ihn, ich sagte es, „Wanderndes Gottesvolk“, Kirche ist immer „Kirche unterwegs“, eine im Wortsinn Migrations- und Migrantenkirche, unterwegs zur himmlischen Heimat, zur bleibenden Stadt. Christen sind immer wieder Aus- und Aufbrechende.

Denn dieser Weg führt immer wieder auch hinaus aus den Strukturen dieser Welt, aus allem auf Beständigkeit, Stabilität und Dauer Gestellten der irdischen Lebensverhältnisse.

Und immer wieder eben auch aus aller Lagermentalität!

Und das ist ein Weg mit Risiken:

Er kann eben auch in die „Wildnis“ führen, dahin, wo es gilt, Jesu Schmach zu tragen.

Außerhalb oder am Rand der Gesellschaft zu leben, das war den frühen Christen all zu vertraut, von aller „bürgerlichen Mitte“ waren sie weit entfernt.

Liebe Schwestern und Brüder,

diese Predigt ist eine ungehaltene Predigt, weil sie in die Zeit der Corona-Krise fällt.

Diese Krise trifft uns alle mehr oder weniger hart.

Am schlimmsten die, die die Krankheit in ihrer schweren Verlaufsform durchleiden.

Das, was dem Leben in den vergangenen Jahrzehnten – in allem Wandel, hervorgerufen durch technischen Fortschritt und Globalisierung – Beständigkeit, Stabilität und Dauer verhieß, das ist auf einmal ganz radikal in Frage gestellt.

Ein unsichtbarer Feind hält die ganze Welt im Zangengriff, der hochtechnisierte medizinische Apparat stößt auf dramatische Weise an Grenzen, das Fundament unseres Wohlstands scheint gefährdet, offene Grenzen schließen sich, das öffentliche Leben erstirbt.

Und mit dem öffentlichen Leben ist auch das Leben in unseren Kirchen und Gemeindehäusern fast gänzlich zum Erliegen gekommen.

Ostern werden wir keine Gottesdienste mit Gemeindebeteiligung halten können – hätten Sie sich das noch vor einem Monat vorstellen können?

Alle, die sich gerade in dieser Welt beheimatet hatten, alle, die sich gerade in dieser Welt eingerichtet hatten, alle, die meinten sesshaft geworden zu sein, merken einmal mehr und einmal wieder:

Die Welt ist nicht so beständig, stabil und dauernd, wie wir vielleicht meinten, das wird uns gerade wieder schmerzlich bewusst.

Viel wird im Moment schon darüber gesprochen und geschrieben, wie wohl die Welt „nach Corona“ aussehen wird. Was kommt zurück, was kommt nicht wieder?

Ich vermute, diese Frage werden wir uns auch in Kirche und Gemeinde stellen.

Vielleicht werden wir uns wieder etwas stärker an dem Lebensgefühl unserer Schwestern und Brüder aus der Alten Kirche orientieren, werden Ballast abwerfen, werden mobiler werden in der Art und Weise, wie wir unserem Glauben Raum im Alltag schaffen – werden uns wieder auf den Weg machen, geleitet von Jesus Christus, dem „Anführer unseres Heils“.

Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.